
Wolf Lepenies

Gemeinsame Werte in Europa und darüber hinaus?*

Prof. Dr. Wolf Lepenies, geb. 1941 in Deuthen/ Ostpreußen, Studium der Soziologie in München und Münster, lehrt Soziologie an der Freien Universität Berlin. Seit 1986 ist er Rektor des Wissenschaftskollegs Berlin.

Am Ende des zweiten Jahrtausends befindet sich Europa in einem Zustand des unaufhaltsamen, weil nicht zuletzt durch biologische Faktoren bewirkten

* Leicht gekürzte Fassung eines Vortrags beim Rechtspolitischen Kongreß der Friedrich-Ebert-Stiftung im April 1997 in Mainz. Der Kongreß wird insgesamt dokumentiert in: Herta Däubler-Gmelin/Wolfgang Adlerstein (Hrsg.), *Recht schafft Gemeinschaft*, Bund-Verlag, Köln 1997 (erscheint voraussichtlich im Oktober).

Niedergangs. Die Wirtschaft stagniert und die Bevölkerung ergraut. Eine überalterte und deswegen zunehmend innovationsschwächere Population fühlt sich vorn Konkurrenz- und Kostendruck der internationalen Märkte immer stärker bedroht. Im nächsten, die Jahrtausendwende überspringenden Jahrzehnt wird in Europa der Anteil der unter 20jährigen um 11 Prozent sinken, während im gleichen Zeitraum der Anteil der über 60jährigen um 50 Prozent wachsen und damit nicht weniger als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen wird. Europa wird, wie Goethe es vorausahnte, zu einem alten Kontinent in einer jungen Welt.

Stauender Zeuge des ungestümen industriellen Aufbruchs in den neuen asiatischen Ökonomien und einer unerwartet beständigen industriellen Renaissance in den Vereinigten Staaten, entwickelt das stagnierende Europa ein Gefühl der Hilflosigkeit. Nach den Prognosen der Fachleute - hier des Lausanner Institute for Management Development - fallen die großen europäischen Industriestaaten im internationalen Wettbewerb immer weiter zurück. Deutschland, Großbritannien und Frankreich, die einst allesamt wirtschaftliche Großmächte waren, werden bald auf die Plätze 10, 19 und 20 in der internationalen Rangliste der großen Wirtschaftsnationen abgerutscht sein. Verglichen mit den NDC's, den New Developed Countries in Asien und Lateinamerika, wird Europa bald zu einer anderen Gruppe von NDC's gehören, deren Kürzel so aufgelöst werden muß: New Declining Countries. Prognosen des Internationalen Währungsfonds gehen davon aus, daß im Jahr 2010 vier der jetzigen Mitgliedstaaten der G7-Gruppe durch andere, mächtigere Industrienationen ersetzt sein werden. Drei dieser Absteiger werden dabei aus Europa kommen, nämlich Italien, Großbritannien und Frankreich.

Soweit die Verzweiflungsarie. Hier nun - als Kontrast, das heißt im moderaten Dur - eine optimistische Variante:

Obwohl sein Wachstum bei rund 3 Prozent zu stagnieren scheint, bleibt der europäische Binnenmarkt an der Schwelle zum 21. Jahrhundert mit einer jährlichen Neuwertschöpfung von über 200 Milliarden Dollar der größte Markt der Welt. In den letzten 15 Jahren hat Europa für globale Investoren nichts von seiner Bedeutung verloren: 43 Prozent des weltweiten Aktienhandels wurden auf unserem Kontinent realisiert. Europa ist nicht nur die größte Wirtschaftsmacht der Welt geblieben, es hat seine Stellung auf den internationalen Märkten noch erheblich verbessert: aus den 70 bzw. 51 Milliarden ECU Defizit, das die 15 Mitgliedsstaaten der Europäischen Union 1991 und 1992 produzierten, ist ein jährlicher Überschuß zwischen 20 und 30 Milliarden ECU geworden.

Die Aussicht auf die Aufnahme neuer Mitgliedsstaaten aus Mittel- und Osteuropa, die Zollunion mit der Türkei, und die vielversprechenden Perspektiven einer Freihandelszone mit den Anrainerstaaten des Mittelmeeres, die im November 1995 in Barcelona skizziert wurden, und nicht zuletzt, trotz aller Unkenrufe, die gemeinsame europäische Währung - all diese Entwicklungen

eröffnen neue Perspektiven für größeren Wohlstand und wirtschaftliches Wachstum. Es ist Europa, das sich - trotz der unübersehbaren Trägheit einiger Mitglieder der EU - den Herausforderungen einer neuen Weltwirtschaft entschieden stellt. Erfolgreicher als jeder andere Teil der Welt hat Europa es verstanden, eine Balance zwischen wirtschaftlicher Prosperität, sozialer Sicherheit und dem Respekt für Menschenrechte und Meinungsfreiheit zu finden. Europa bleibt damit ein Vorbild für alle. Die Europäisierung der Welt ist noch längst nicht abgeschlossen.

Optimismus hier - Pessimismus dort, Dur gegen Moll. Als die Römischen Verträge vor mehr als 40 Jahren unterzeichnet wurden, standen die Signatarstaaten vor der Notwendigkeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus. Der Kalte Krieg spaltete ein in weiten Teilen zerstörtes Europa. Doch aus Ruinen entstand, mächtiger denn je, ein freies und vom Willen zur Einheit entschlossenes Europa. Heute - so die pessimistische Variante - sieht sich Europa einer Wachstumshemmung und der zunehmenden Angst vor einer unbewältigbaren, weil strukturell bedingten Arbeitslosigkeit gegenüber. Die optimistische Variante dagegen lautet: Die Drohung durch die Sowjetunion ist für die Völker Europas verschwunden, und sie bedeutet nicht nur einen ungeheuren, weil unerwarteten Freiheitsgewinn. Die Aussicht auf eine Europäische Union mit 30 Mitgliedern bietet dem Kontinent vielmehr die Chance zu einem unerhörten Wachstumsschub.¹

Ich kann und will nicht zwischen der optimistischen und der pessimistischen Variante wählen, indem ich selbst eindeutig Stellung nehme. Vielmehr fühle ich mich beiden Szenarien gegenüber in der Lage jenes Pariser Zeitungsmachers aus dem 17. Jahrhundert, der seinen Lesern trocken mitteilte: „Die einen sagen, der Kardinal Mazarin sei tot; die anderen sagen, er lebe. Ich für meine Person glaube weder das eine noch das andere.“

Eine Politik der Mentalitäten

1989, das Jubiläumsjahr der Französischen Revolution, wird ein Wunderdatum der europäischen Geschichte bleiben. Aber es war ein zweideutiges Jahr. Die Marktgesellschaften des Westens triumphierten - und wußten im Augenblick ihres Triumphes nicht, daß die Zeit der großen Zweifel längst angebrochen war. Es fehlte nach dem Sieg über den Kommunismus dem Westen ein Politiker wie der französische Außenminister im Kabinett von Odilon Barrot, der vor 150 Jahren schrieb: „Wir waren siegreich, aber mir war klar, daß nun unsere wirklichen Schwierigkeiten zutagetreten würden (...). Solange die Gefahr andauert, hat man nur seine Feinde gegen sich und

¹ Die hier geschilderten Szenarien habe ich dem Einladungstext des Institut Aspen France und des Aspen Institute Italia zu einer Konferenz mit dem Titel „A New European Contract“ for the 21st Century“ entnommen, die 1996 in Evian stattfand. In seiner ironisch zugespitzten Schärfe verrät dieser autorlose Text unmißverständlich die Handschrift des Vorsitzenden von Aspen France: Raymond Barre. Aspen European Dialogue. A New European Contract for the 21st Century, organized by the Institut Aspen France in partnership with Aspen Institute Italia. Discussion Paper. Draft Program as of September 24. 1996.

triumphiert; nach dem Sieg aber hat man es auf einmal mit sich selbst zu tun, mit der eigenen Weichheit, mit dem eigenen Stolz und mit der trügerischen Sicherheit, die der Sieg mit sich bringt; und schließlich fällt man doch.“² Dieser Außenminister hieß Alexis de Tocqueville.

Der Fall des Kommunismus und seine möglichen Folgen sind im Westen nicht zuletzt fehleingeschätzt worden, weil es an Einsichten in den Zusammenhang von Ereignis und Struktur mangelte. Man ließ sich von der strukturbrechenden Kraft der Ereignisse zu folgenreichen Fehlschlüssen und voreiligen Wunschvorstellungen verleiten - man wußte, wie es schien, wenig von der strukturbewahrenden Kraft, die Ereignisse auch ausüben können. Weil sich im Osten alles änderte, waren wir davon überzeugt, daß im Westen alles so bleiben würde, wie es war. In trügerischer Selbstgewißheit haben wir die Veränderungen im Osten in der Perspektive der kurzatmigen Ereignisgeschichte gedeutet, unserer eigenen intellektuellen Trägheit dagegen haben wir die unantastbare Würde der langen Dauer verliehen. Staub dort, Ewigkeit hier - da konnte, vom amerikanischen State Department gerne zur Kenntnis genommen, die neueste Verkündung vorn Ende der Geschichte nicht ausbleiben. Siegreich, so schien es uns allen, umspannte die westliche Moderne die Welt.

Diesem Triumphdenken entsprach eine Philosophie, die nicht nur das politische Selbstverständnis der abendländischen Demokratie, sondern auch die kulturellen Selbstverständlichkeiten des Westens zu allgemeingültigen Leitideen erhob. Geprägt wurde sie von der aufklärerischen Wunschvorstellung, daß im Laufe der Geschichte die Menschen immer stärker dazu neigten, ihre überlieferten Verhaltensorientierungen und partikularen Identitäten aufzugeben, um sich in einer einzigen Zivilisation zu vereinen, in der das Zusammenleben aller von vernunftgesteuerter Moralität bestimmt werden würde. Die Weltgesellschaft würde eine universale Wertegemeinschaft sein - von europäischen Werten natürlich! Wir haben lange, sehr lange in einer Epoche der Ausrufezeichen gelebt. Jetzt haben die Fragezeichen Konjunktur.

Denn die Kernprobleme, denen sich die Industriegesellschaften heute gegenübersehen, sind keine Probleme auf mittlere Frist und Lösungen dafür sind nicht in Sicht. Es sind Probleme der langen Dauer, und sie werden ohne tiefreichende mentale Umorientierungen nicht zu lösen sein. Die Herausforderungen der postkommunistischen Zeit werden die Europäer nicht durch eine bloße Verlängerung ihrer üblichen Handlungsketten und durch eine Stabilisierung eingeübter Denkgewohnheiten bestehen. Wir beginnen, hinter dem Spektakel der Ereignisse die Trägheit unserer mentalen Strukturen - der „wheels of custome“, wie Bacon sie einst nannte - wahrzunehmen. Wir werden in der Weltgesellschaft lernen müssen, uns unseren eigenen kulturellen Selbstverständlichkeiten gegenüber flexibel zu verhalten, ohne dadurch unsere Identität aufzugeben. Wir brauchen dringend - über die

2 Alexis de Tocqueville, *Souvenirs*, Paris (Gallimard) 1978, S. 316

kurzen Abschnitte der einzelnen Legislatur- und Wahlperioden hinaus - eine Politik der langen Fristen, wir brauchen eine Politik der Mentalitäten.³

Ich nenne dafür Beispiele: Gezwungen durch weltweite Migrationsbewegungen werden wir - auch und gerade in der Bundesrepublik Deutschland, wo wir immer noch die Augen und die Gesetzbücher davor verschließen, daß wir längst zu einem Einwanderungsland geworden sind - lernen müssen, die Leitbilder fremder Kulturen zu pluralisieren, um die Voraussetzung dafür zu schaffen, sie wirksam in unseren gesellschaftlichen Alltag zu integrieren. Bedingt durch dramatische demographische Verschiebungen werden wir zu innovativen sozialrechtlichen Regelungen, vor allem aber zu neuen Formen der Gerechtigkeit zwischen den Generationen kommen müssen, die aus dem biologischen Tatbestand des rapiden Veraltens unserer Gesellschaft die längst fähigen rechtspolitischen Konsequenzen ziehen.⁴ Angesichts einer Sockelarbeitslosigkeit, die nicht nur Rezessionen, sondern auch Aufschwünge immer weiter hochtreiben, werden wir fragen müssen, ob die traditionelle Erwerbsarbeit der Wertekern der Industriegesellschaft bleiben wird oder ob wir uns vorstellen können, daß sich Arbeit „entwerten“ und Arbeitslosigkeit damit entdramatisieren läßt.⁵ Wir werden uns an die Heraufkunft eines neuen Zeitregiments gewöhnen müssen: neben die herkömmliche Arbeitszeit und die gewohnte Freizeit wird die Sozialzeit treten, in der jeder Bürger sich für das allgemeine Wohl engagiert. Betroffen durch das dramatische Vorrücken der Armutsgrenzen werden wir Mittel finden müssen, um einer Refeudalisierung unserer Gesellschaft entgegenzusteuern, in der die krisengeschützten und die krisengeschüttelten Sektoren sich immer weiter auseinanderentwickeln.⁶ Und schließlich wird sich der ökologische Umbau unserer Gesellschaft und unserer Wirtschaftsordnung ohne massive Einstellungs- und Verhaltensänderungen großer Bevölkerungsschichten kaum verwirklichen lassen, die auf neue Mobilitätsmuster und auf ein erneuertes Ethos unseres Zusammenlebens hinauslaufen.

In seinen bahnbrechenden Untersuchungen zum Prozeß der Zivilisation in den Ländern Westeuropas hat Norbert Elias gezeigt, wie die Herausbildung langer Handlungsketten, wie der Erwerb von Weitsicht, gekoppelt mit einer hochgradig wirksamen Affektkontrolle und mit Befriedigungsverzicht, die Herausbildung der europäischen Moderne und damit auch des demokratischen Industriestaates überhaupt erst möglich machten. Ein entscheidendes Problem Europas besteht heute darin, daß wir, so scheint es jedenfalls, den

3 Vgl. dazu meinen am 28. September 1994 gehaltenen Eröffnungsvortrag beim 40. Deutschen Historikertag in Leipzig „Von der Geschichte zur Politik der Mentalitäten“, in: *Historische Zeitschrift* 261 (1995). S. 673-694.

4 Vgl. Peter Laslett/James S. Fishkin. *Justice Between Age Groups and Generations*, New Haven/London (Yale University Press) 1992.

5 Vgl. Wolf Lepenies, „Wäre ich König, so wäre ich gerecht“. Gerechtigkeit: Ein Schlüsselbegriff in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen der Gegenwart, in: Leo Montada (Hrsg.), *Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M. (Campus) 1994 [ADIA-Stiftung zur Erforschung neuer Wege für Arbeit und soziales Leben, Schriftenreihe Band 2], S. 9-33.

6 Dazu, aus französischer Sicht, doch in vieler Hinsicht verallgemeinerungsfähig: Laureni Joflrin. *La Regression française*, Paris (Seuil) 1992.

Willen und die Fähigkeit zur Langfristorientierung weitgehend verloren haben. Wir leben in einer Alltagswelt, in der sich die Ereigniskultur auf der einen Seite und die Legislaturperiodenpolitik auf der anderen Seite ergänzen und in ihrer aufgeregten Kurzatmigkeit noch wechselseitig zu übertreffen suchen. Die Medien wirken dabei als die entscheidenden Verstärker, und wir sollten uns nicht länger darüber wundern, daß der sogenannte „shareholder value“ als einziger Wert der Industriegesellschaft zu überleben scheint: Wie könnte die Ökonomie „wertvoller“ oder weitsichtiger sein als die Kultur, in die sie eingebettet ist?

Der Verlust an Langfristperspektiven, der die europäischen Gesellschaften trifft, erscheint um so dramatischer, wenn man ihn mit Entwicklungen in Asien vergleicht. In einer einfallsreichen Untersuchung haben Sozialwissenschaftler aus Hongkong und Taiwan einen sogenannten Chinese Value Survey (CVS) entwickelt, der es unter anderem gestattet, ohne den sonst üblichen westlichen Bias Langzeit- von Kurzzeit-Orientierungen zu unterscheiden. Der entsprechende Fragebogen wurde an jeweils einhundert Probanden in 23 Ländern rund um die Erde verteilt. Die fünf Länder, die die stärkste Langzeitorientierung aufwiesen, waren China, Hongkong, Taiwan, Japan und Südkorea. Der Index der Langzeitorientierung korreliert dabei eng mit den ökonomischen Wachstumsprognosen der Weltbank.

Gerade in der Langzeitorientierung seiner politischen und ökonomischen Eliten aber lag einst die Stärke Europas; das europäische Bürgertum, das den Kapitalismus und damit die moderne Welt hervorbrachte, zeichnete sich nicht zuletzt durch den Zukunftsblick und durch die Fähigkeit zum Aufschub von Bedürfnisbefriedigungen aus. Es war ein Verhaltensideal, das die Eliten der Masse der Bevölkerung weniger vorpredigten als vorlebten. Heute müssen wir uns fragen, ob die europäischen Eliten mit der Fähigkeit zum Denken auf lange Frist auch die Fähigkeit verloren haben, als mitreißendes Vorbild zu dienen.

Selbstkritik und Abschottung der Moderne

Die Moderne - und das heißt immer noch: die westliche Moderne - wird von vier Prozessen geprägt: Verweltlichung. Verwissenschaftlichung, Industrialisierung und Demokratisierung. Diese Prozesse vollziehen sich in unterschiedlichen Geschwindigkeiten und sie haben lokalspezifische Ausprägungen; zugleich sind sie miteinander verschränkt und beeinflussen sich weltweit wechselseitig. Definieren wir die Moderne als das Ergebnis dieser Prozesse, dann wird sichtbar, daß wir uns an einem Wendepunkt befinden. Wenn der von den Wissenschaften produzierte Erkenntnisgewinn nicht mehr umstandslos als Bereicherung, sondern als mögliche Bedrohung unserer Lebenswelt gesehen wird; wenn der Wertekern der Arbeitsgesellschaft durch die wachsende Abnahme der traditionellen Erwerbsarbeit aufweicht; wenn Teilnahme und Teilhabe nicht mehr selbstverständliche Handlungsmotive unseres politischen Lebens sind und aus der Partizipationsdemokratie damit

die Absenzdemokratie wird; und wenn es schließlich so aussieht, als ob die Schreckenstaten der großen Säkularreligionen unseres Jahrhunderts, des Stalinismus und des Faschismus, zur Wiederkehr des religiösen Fanatismus in Form vielfältiger Fundamentalismen beigetragen haben - dann befinden wir uns in der Tat in einer Orientierungskrise, die alle Leitbilder unseres wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Handelns berührt.

Worin diese Krise genau besteht, ist freilich unklar: Man kann sich beispielsweise darüber streiten, ob heute tatsächlich der Glaube schwindet oder ob nur die Anziehungskraft amtskirchlicher Institutionen nachläßt und dafür die unsichtbare Kirche wächst; man mag die schwindende Orientierungsleistung des Wissenschaftssystems diagnostizieren und zugleich auf alternative Erkenntnisformen hinweisen, die in unseren Gesellschaften in immer stärkerem Maße handlungsleitend wirken; man kann dem wachsenden Parteienverdruß die anarchische Lust an der freischwebenden politischen Mobilisierung entgegenhalten und mag das Abbröckeln der traditionellen Erwerbsarbeit verkraften, weil vor allem im Dienstleistungssektor die Nachfrage nach Arbeit wächst und neue Beschäftigungsformen sich herausbilden, die sich zunehmend projektförmig organisieren und immer flexibler werden. Man kann, kurz gesagt, jedem Katastrophen- ein Kompensationsszenario entgegenhalten.

Unbestreitbar aber wird von diesen Wandlungen der Moderne das europäische Selbstbewußtsein besonders betroffen. Denn wie immer wir die aktuellen Folgen der genannten vier Prozesse - Verweltlichung, Verwissenschaftlichung, Industrialisierung und Demokratisierung - auch einschätzen: diese Prozesse haben nun einmal ihren Ursprung in Europa. Die Moderne ist ein europäisches Projekt, um so mehr, als sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auch Amerika, in den Worten Jacob Burckhardts, als ein auswärtiges Europa begreifen läßt. Nicht weil die Folgen der Modernisierungsprozesse Europa im besonderen Maße treffen, sondern weil diese Prozesse ihren Ursprung auf unserem alten Kontinent haben, beeinflussen sie vor allem das kulturelle Selbstbewußtsein Europas. Wenn die Europäer über die Krise der Moderne sprechen, dann sprechen sie, anders als beispielsweise die Asiaten, über den drohenden Legitimationsverlust ihres eigenen Wertesystems. Die aktuellen Strukturprobleme asiatischer Industriegesellschaften sind mit denen des Westens prinzipiell vergleichbar und in manchen Regionen des Fernen Ostens schon heute ebenso dramatisch spürbar wie bei uns: unvergleichlich drängender aber ist der Zwang zur geistigen Revision, dem die europäischen Gesellschaften sich nunmehr gegenübersehen.

Nun wäre es falsch, ausgerechnet an den westlichen Gesellschaften ihre Revisionsunfähigkeit zu beklagen. Vielmehr zeichnen sich alle okzidentalen Kulturen - dieses Erbe der Aufklärung teilen sie miteinander - durch ihre Neigung zu Selbstreflexion und Eigenkritik aus, den Hang zur politischen Grübelelei, den „repli sur soi“, in dessen Fortbestehen Jacques Delors das ent-

scheidende Hindernis auf dem Wege zu einem vereinten Europa sah.⁷ Typisch europäisch sind weder Überheblichkeit noch Selbstkritik, typisch europäisch ist ihr dauerndes Wechselspiel.

„Selbstkritik“ ist ein täuschendes Wort, dessen Bedeutungsfallen uns durch seine Karriere im kommunistischen Sprachgebrauch deutlich geworden sind. Die Vokabel klingt bescheiden, schlägt aber leicht ins Überhebliche um, sobald sich die Kritik nach außen abschottet und als ein Privileg des Selbst versteht. Daher hat die europäische Selbstkritik etwas Selbstgefälliges an sich, denn stets bestimmte Europa allein die Grenzen seiner Wirksamkeit, die Europäer selbst legten fest, wie weit sie die Europäisierung der Welt treiben wollten. Gerade weil sie sich - bei aller Rhetorik der Selbstzerknirschung - gegenüber außereuropäischer Kritik weitgehend immunisierten, sind die europäischen Gesellschaften Belehrungskulturen geblieben. Ihre Zukunft wird nicht zuletzt von ihrer Fähigkeit und Bereitschaft abhängen, zu Lernkulturen zu werden.

Der Fundamentalismus des Westens

Paul Valéry, der schon zu Beginn unseres nun zu Ende gehenden Jahrhunderts als einer der ersten die Vormacht Europas in der Welt unwiederbringlich schwinden sah, hat beschrieben, was „Europäisierung“ meinte: „ordonner à des fins européennes le reste du monde“ - und zwar ohne schlechtes Gewissen, wie man hinzufügen müßte.⁸ Zur politischen und ökonomischen Strategie, die Welt europäischen Zielen zu unterwerfen, gehörte dabei das Streben nach kultureller Dominanz. Daß diese Dominanz sich heute abschwächt, ist nicht nur eine Niederlage auf dem Feld der Geistespolitik. Marx hatte ja recht, als er davon sprach, daß sich in der Weltgeschichte bisher noch jede Idee blamierte, die glaubte, ohne Interessen auskommen zu können. Jetzt reduzieren sich weltweit die europäischen Produktionsvorsprünge, und als Folge davon verblassen, vor dem Hintergrund auswärtiger geistiger Leitsysteme, die europäischen Ideen.

In der Ökonomie wie in der Kultur hatte das sich ausdehnende Europa Märkte erwartet: nun hat es Produktionsstandorte bekommen. In der Wirtschaft wie auf dem Gebiete des Geistigen nimmt die Konkurrenzfähigkeit der Nichteuropäer zu. Europa war der Zeitgeber der Modernisierung; jetzt läuft es Gefahr, zum Zeitnehmer zu werden. Politische wie ideologische Schuldzuweisungen sind dabei überflüssig, weil die Überheblichkeit der Moderne eine tiefsitzende, von allen Denkschulen des Kontinents geteilte europäische Ideologie ist: Auch Karl Marx beharrte auf der exklusiven Selbstzerstörung der alteuropäischen Ordnungen und sah die nicht-europäischen Gesellschaften in wirkungslose Stagnation versunken.

7 Jacques Delors. *L'Avenir invisible*, in: *Le Monde*, 9. November 1993. Es handelt sich um die Rezension des Buches von Alain Mine. *Le Nouveau Moyen Âge*. Paris (Gallimard) 1993.

8 Vgl. Wolf Lepenies, *La Fin de l'utopie et le retour de la mélancolie*. *Regards sur les intellectuels d'un vieux continent*. Antrittsvorlesung bei der Übernahme der Chaire européenne am Collège de France, 21. Februar 1992, Paris (Collège de France) 1992.

Solche Wertorientierungen haben sich in einem langen historischen Vorlauf ausgebildet und sitzen daher tief; werden sie attackiert, wird ihre Verteidigung zur Ideologie. Deutlich sichtbar wird dies an den beiden Zukunftsszenarien, die seit 1989 die Debatte im Westen nachhaltig prägen: ich spreche vom „Ende der Geschichte“ und vom „Krieg der Kulturen“. Offensiv und quietistisch das eine, defensiv und nervös das andere, sind beide Szenarien analytisch unergiebig, in ihren Kernbehauptungen falsch, dabei von altertümlichem Charakter: Sie wirken wie Holzschnitte in der Computerwelt.⁹ Aber sie sind mobilisierungskräftig und prägen nicht nur in den Vereinigten Staaten die „Foreign Affairs“; es handelt sich, in intellektueller Verkleidung, um weitgehend emotionale Reaktionen auf Verlusterfahrungen der westlichen Moderne. Sie werden von Eliten in Stellvertreterpose, mit Seitenblick auf die Massen, formuliert. Man nennt dies auch: Fundamentalismus.

In der klassischen Modernisierungstheorie entwarf der Westen ein Zukunftsszenario, das in der Öffentlichkeit heute von niemandem mehr geteilt, und dessen Veralten insgeheim doch von vielen beklagt wird. Modernisierungstheorien definierten, unter welchen Voraussetzungen und mit welcher Geschwindigkeit andere so werden durften wie wir. Man kann diese Theorien positiv deuten: als Bestandteile einer internationalen Bildungspolitik, die die Aufstiegschancen ganzer Gesellschaften festlegte. Auf den zweiten Blick erkennt man, daß es sich um Theorien der Fast-Modernisierung handelte: zwar konnten nicht-europäische Gesellschaften unter angebbaren Bedingungen ihren Nachholbedarf an Entwicklung aufholen, doch war klar, daß der Westen, der auf die Nachzügler ja nicht wartete, sondern sich in der Zwischenzeit noch weiter entwickelte, nie vollständig einzuholen war.

Nun sehen sich die westlichen Industrien und Kulturen in der Gefahr, vor allem durch asiatische Konkurrenten überholt zu werden. Wir haben große Schwierigkeiten, darauf ökonomisch und intellektuell angemessen zu reagieren. Uns fehlen die Konzepte, um mit den geistigen Herausforderungen fertig zu werden, die die wirtschaftlichen Auseinandersetzungen begleiten. Auch hegen wir immer noch - vor allem mit Blick auf Japan - die Hoffnung, die Strukturen der Industriegesellschaft hätten sich nur leicht, wie probenhalber, auf die Oberfläche der asiatischen Gesellschaften gelegt und würden bei deren ernsthafter innerer Erschütterung abfallen. Die Metapher ist von mir bewußt gewählt: Manche westlichen Kommentare, die nach dem Erdbeben von Kobe abgegeben wurden, haben die Hoffnung auf den Zusammenbruch des japanischen Selbstwertgefühls und den daraus notwendiger Weise folgenden Einbruch der japanischen Wirtschaft bis zur Schamlosigkeit deutlich gemacht.

In der Ökonomie wie in der Kultur stellt sich dem Westen die gleiche Frage: Kann man Märkte gewinnen, ohne gleichzeitig neue Produktionsstandorte zu schaffen? Die Antwort ist eindeutig: nein. Wir Europäer müssen endlich ein-

9 Schlagend dazu die Beiträge in *Commentaire*, Nr.66(1994).

sehen, daß es nicht mehr gelingen wird, irgendwo in der Welt Zustimmung zu einer Art von kulturellem Nichtverbreitungspakt zu erzwingen, der festlegt, welche Elemente der Modernität die westliche Moderne für sich reserviert. Wie sehr wir hier wider bessere Einsicht hoffen, zeigen die kulturellen Überkompensationen., die nunmehr der Westen gegenüber jenen Gesellschaften entwickelt, die sich zu unserer Verblüffung modernisieren, ohne sich dabei zu verwestlichen. Wurden früher fremde Kulturen aus Machtwillen und intellektueller Überheblichkeit unverrückbar auf ihre Besonderheiten festgelegt, so geschieht dies nunmehr mit berechnender Bescheidenheit. Diese Rhetorik der Anerkennung aber hat die gleichen Folgen wie früher die Rhetorik der Ausgrenzung: das Fremde wird als prinzipiell Fremdes definiert und damit von der Vollmitgliedschaft in der Moderne ausgeschlossen. Die Folge sind Überreaktionen bei den Betroffenen, die im Bemühen, ihre Anschlußfähigkeit an die Moderne zu behaupten, gelegentlich in ein Pathos verfallen, das sie als aggressive Agenten der Aufklärung und als the last playboys of the Western World erscheinen läßt.

Dann kommt es zu eigentümlichen Begegnungen zwischen Orient und Okzident. In einem Essay von beißender Ironie hat Taslima Nasreen ihr Erstaunen darüber zum Ausdruck gebracht, daß westliche Intellektuelle und Manager Katastrophenszenarien für ihre eigenen Gesellschaften entwickeln und sich zugleich ihre persönliche Gelassenheit dadurch bewahren, daß sie sich nach Feierabend zu Hause in safranfarbige Gewänder hüllen und regelmäßig nach Kalkutta zu ihrer jährlichen Meditationsübung aufbrechen.¹⁰ Dort treffen sie dann auf die indischen Programmierer, die dabei sind, den Weltmarkt zu erobern und den westlichen way of life nicht genug preisen können.

Das Selbstbewußtsein der Peripherie wächst

So schlagen die Re-Exotisierungsbemühungen des Westens in der Regel fehl. Die Japanologen sind japanischer geblieben als die Japaner, Chinoiserien findet man nur noch bei den Sinologen, und wer, in gutgemeinter Andacht für alles Autochthone, einem gebildeten Afrikaner, der dabei ist, zu einer christlichen Religion überzutreten, rät, doch lieber seinem vom Aussterben bedrohten Stammesglauben treu zu bleiben, dem wird dieser Afrikaner heute, Max Webers Abhandlung über die Protestantische Ethik in der Hand und den Geist des Kapitalismus im Kopf, kühl entgegen, für ihn handle es sich dabei weder um Folkloreflucht noch um eine Glaubenssache, sondern um Ökonomisches Überleben und die Sicherung seines sozialen Status.

Durch Selbstkritik kann sich der Westen nicht mehr immunisieren. Er ist längst zum Objekt nicht-westlicher Polemik, Ironie und Schadenfreude geworden, wobei mit wachsendem ökonomischen Gewicht der Kritiker die Ironie gegenüber der Polemik an Oberhand gewinnt. Die Äußerungen vieler afrikanischer Autoren werden dabei immer noch von einer Polemik geprägt,

¹⁰ Taslima Nasreen. L'Opium hindouiste des intellectuels occidentaux. in: Le Monde.29. Juni 1996,S. 14.

die wir weit stärker als bisher zur Kenntnis nehmen sollten, um uns vor Augen zu führen, wie sehr die durch europäische Herablassung erzeugten Verletzungen und Verunsicherungen auch in post-kolonialer Zeit nachwirken. Selbst in vielen seit Jahrzehnten politisch selbständigen Staaten des afrikanischen Kontinents ist die Entkolonisierung der Kultur noch längst nicht abgeschlossen. Immer noch wirkt dort der sogenannte Lambarene-Schock nach, das verminderte Selbstwertgefühl, das sich als Reaktion auf eine demonstrative und herablassende *caritas* herausgebildet hat: Auch für den von selbstloser Brüderlichkeit bewegten Albert Schweitzer blieb der Afrikaner eben stets ein jüngerer Bruder, und konsequenterweise hielt sich die Hygiene im Hospital von Lambarene auf einem im Vergleich zum Westen reduzierten Niveau: so, als ob man ausgerechnet in Afrika die Infektionskrankheiten hätte ignorieren können.¹¹

Äußerungen der Schadenfreude vernimmt der Westen heute besonders deutlich aus Malaysia und Singapur, wo der europäische Werteverfall bissig kommentiert und dafür das eigene Wertebewußtsein um so aggressiver hervorgekehrt wird.¹² Frivolität muß der Westen in einem Land wie Taiwan verspüren, dessen Präsident eine Vorgeschichte heimischer demokratischer Traditionen rekonstruiert, die angeblich ohne jedes europäische Vorbild auskommt. Die Beschwörung der sogenannten „asiatischen Werte“ sollte uns in diesem Zusammenhang freilich nicht übermäßig beunruhigen: sie geschieht eher in den Ländern der asiatischen Peripherie und ist weitgehend ein Zeichen innerasiatischer Minderwertigkeitsfurcht. Weder China noch Indien oder Japan bedürfen zur Aufrechterhaltung ihres Selbstwertgefühls „asiatischer Werte“.

Mit wachsender Ironie werden aber gerade in den genannten asiatischen Ländern Versuche zur Kenntnis genommen, das westliche Wertengebäude durch die Zementierung der bestehenden Fundamente zu stärken oder durch entsprechende Anbauten attraktiver zu machen. Während der Westen noch darüber nachdenkt, welche Segmente seines Wertesystems er austauschen, aufgeben oder erneuern soll, werden diese Segmente im Osten wie umstandslos in ein großes Werterepertoire eingefügt. Einem solchen Werte-Eklektizismus entspricht dabei eine hohe interpretative Beweglichkeit - und es ist, so lautet meine These, diese Beweglichkeit und nicht ein alternatives Wertesystem, die den Westen in zunehmende Schwierigkeiten bringt.

In Japan ist - gestützt auf einen festverankerten Synkretismus der Religionen - diese Beweglichkeit aufs höchste entwickelt. Es bietet für einen mit seiner eigenen Geschichte und Kultur vertrauten Japaner keinerlei Schwierigkeiten, die in der

11 Vgl. dazu Chinua Achebe, *An Image of Africa: Racism in Conrad's Heart of Darkness* [1977], in: Achebe, *Hopes and Impediments. Selected Essays 1965-1987*, London (Heinemann) 1988. S. 7-8.

12 Dazu hat Ian Buruma ironisch angemerkt: „It is in new, insecure, racially, mixed states, such as Malaysia and Singapore, that you most often hear officials talk about Asia or Asian values, or the Asian Way. Indeed, the phrase ‚Asian values‘ only really makes sense in English. In Chinese, Malay, or Hindi, it would sound odd.“¹ Ian Buruma, *The Singapore Way*, in: *The New York Review of Books*, 19. Oktober 1995, S. 67. Vgl. ähnlich kritisch, das für die Publikation in *Foreign Affairs* vorgesehene Manuskript von Masakazu Yamazaki, *The Birth of an East Asian Civilization? A Proposal for „Out of Asia into the Pacific“*.

Familie (*ie*) begründete Gemeinschaftsorientierung der japanischen Kultur zu betonen und gleichzeitig nicht ohne augenzwinkernden Stolz zu behaupten, daß der Individualismus - jedenfalls ein Individualismus „sanfter“ Spielart - in Japan seine eigenständigen Wurzeln hat und damit über eine entsprechende kulturelle Legitimation und selbstverständliche Anschlußfähigkeit nach „Westen“ verfügt.¹³ Man kann sich einerseits auf die frühen japanischen Händlerkulturen berufen, die individualistisch orientiert waren, aber man kann ebenso, wenn man die Tradition des Kollektivismus stärken will, an die Wertorientierungen der Bauern und Samurai anknüpfen.¹⁴ Man kann auf der einen Seite die Unhintergebarkeit der japanischen Kultur betonen und zugleich ihre artifiziellen und konstruierten Züge herausstellen.¹⁵ Man kann in der protestantischen Ethik eine Besonderheit des europäischen Geistes sehen und zugleich als ihr Äquivalent das Auftreten eines säkularen, wirtschaftsfördernden Asketentums im China des 9. Jahrhunderts hervorheben.

Der südkoreanische Anglist Uchang Kim hat in einem in seinen Argumenten ebenso präzisen wie in seinen Konsequenzen für den westlichen Leser nur schwer faßbaren Essay über Demokratie und Konfuzianismus gezeigt, warum es den Europäern so schwerfällt, sich auf die neuen, selbstbewußten und offensiven Auseinandersetzungen „der“ Asiaten mit „der“ westlichen Moderne einzustellen: Wir sehen uns nicht neuen Argumenten, sondern einem neuen Argumentationsstil gegenüber, einer diskursiven Beweglichkeit, die unsere argumentative Behäbigkeit erbarmungslos entlarvt.

Südkorea gilt nicht nur Eric Hobsbawm in seinem grandiosen Rückblick auf das kurze 20. Jahrhundert als das überraschendste und faszinierendste Beispiel der Entstehung einer demokratischen Industriegesellschaft in einem nach unseren Vorstellungen dafür denkbar ungeeigneten kulturellen Milieu. Wie weit haben dabei autoch-thone Faktoren oder Imitationen und geistespolitische Importe eine Rolle gespielt? In den Worten Uchang Kims: Braucht Korea eine cartesianische Subjektivität zum Aufbau des Kapitalismus und der Demokratie?

In seiner Antwort auf diese Frage benutzt Kim den Konfuzianismus wie eine argumentative Spielmarke, die zwei ganz unterschiedliche Facetten hat: auf der einen Seite läßt sich zeigen, daß gerade die Zerstörung des Konfuzianismus - nicht zuletzt durch die Schwächung der Landbesitzer, die die wichtigsten Träger konfuzianischer Überzeugungen waren - erst die Voraussetzung zum Aufbau einer demokratischen Industriegesellschaft in seinem Land schuf. Auf der anderen Seite läßt sich ebenso plausibel behaupten, daß im Konfuzianismus bereits die Entzauberung der Welt vorgedacht war, und daß wir in ihm jene Mischung von innerweltlicher Askese, Prädestinationsdenken und einem Sinn für Verteilungsgerechtigkeit finden, der für die Entwicklung des westlichen Industriekapitalismus so bedeutsam wurde.

Hinzu kommt, daß innerhalb der konfuzianischen Tradition der Ursprung der politischen Autorität transzendenter, ihre fortdauernde und stets zu erneuernde Legitimität aber innerweltlicher Natur ist. Damit ist eine raffinierte Kombinationsmöglichkeit von Demokratie und Autoritarismus gegeben, die erklärlich macht, warum in

13 Vgl. dazu Masakazu Yamazaki, *Individualism and the Japanese. An Alternative Approach to Cultural Comparison*. Tokyo (Japan Echo Inc.) 1994.

14 Masakazu Yamazaki, „Trust“ and „Sociable Society“. In *Search of the Consolidation of Social Infrastructures in the 21st Century*, unver. Ms., September 1996.

15 Darauf haben mich insbesondere Florian Coulmas und Kenichi Mishima aufmerksam gemacht. Vgl. dazu die Wiedergabe ihrer Referate bei einer Veranstaltung des Ost-West-Kollegs der Bundeszentrale für Politische Bildung bei Christoph Müller-Hofstede, „Zusammenprall der Kulturen?“ Ostasien und der Westen in den neunziger Jahren, Köln, 12.-17. März 1995, in: *Nord-Süd aktuell*. Konferenzberichte, 2. Quartal 1995, S. 298-301).

Korea der Weg zur Demokratie über den Autoritarismus nicht als historischer Umweg, sondern beinahe als naturgegeben angesehen wird.

Der Westen, diese Region der Zweideutigkeit und die Heimat der Hermeneutik, wünscht sich heute nichts sehnlicher als einen eindeutigen Konfuzianismus. weil er auf der Suche nach alternativen Wertorientierungen ist, nach neuartigen kulturellen Urmantelungen, in die sich unsere wertabstinente Informations- und Dienstleistungsgesellschaft einhüllen ließe. Autoren wie Uchang Kim aber weisen mit unerbittlicher Höflichkeit darauf hin, daß asiatische Gesellschaften - deren Fremdheit und aparte Unverständlichkeit die Europäer über Jahrhunderte hinweg fasziniert haben - nicht bereit sind, auf einmal als Exporteure kognitiver Eindeutigkeiten zu dienen.

Der Konfuzianismus ist ein Kulturphänomen und als solches prinzipiell mehrdeutig. Man kann ihn nutzen, um auf prämoderne Ursprünge der Demokratie in einem Land wie Korea aufmerksam zu machen - aber man darf zugleich die Augen nicht davor verschließen, daß in Korea wie in anderen asiatischen Ländern eine öffentliche Rhetorik des Kollektivismus sich mit einer weitverbreiteten Praxis des schrankenlosen und unkontrollierten Erwerbsindividualismus durchaus verträgt. Brauchen also, um auf die Ausgangsfrage von Uchang Kim zurückzukommen, Demokratien wie Korea einen cartesianischen Individualismus? Die Antwort ist eindeutig, doch man braucht drei Worte, um sie zu formulieren: Ja und Nein. Die neuen Industriedemokratien sind im bestimmten Umfang auf diesen Individualismus angewiesen, aber Länder wie Südkorea sind längst in der Lage, wählen zu können, ob sie zu seiner Begründung gehen es politische Importe in Anspruch nehmen oder sich im Bereich der Kultur auf eine merkantilistische Position zurückziehen: die Parallelen zwischen konfuzianischer Geistauffassung und cartesianischem Cogito lassen sich so eng führen, daß beide Haltungen plausibel und legitimierbar sind.¹⁶

Belehrungskulturen und Lernkulturen

Das Stichwort „Globalisierung“ zeichnet das Bild einer sich immer mehr vereinheitlichenden Welt. Aber während die Oberfläche der einen Welt immer einförmiger wirkt, stoßen darunter heftiger als je zuvor die unterschiedlichen Lebenswelten der einzelnen Menschen aneinander. Diese Lebenswelten sind keineswegs einheitlich geprägt, sondern bilden stets Mischformen: es gibt nur noch hybride Kulturen. Schon dieser Tatbestand läßt die Prophezeiung vom clash of civilizations als reaktitätsfremd erscheinen. Ihr Hegt eine Verwechslung von Politik und Kultur zugrunde: Im ehemaligen Jugoslawien beispielsweise prallten weder die Kulturen noch die Religionen aufeinander, sie wurden vielmehr von politischen Gruppen für deren Zwecke instrumentalisiert. Die Europäische Union hat im ehemaligen Jugoslawien nicht zuletzt deswegen versagt, weil sie den blutigen Konflikt als Kulturkampf und Religionskrieg definierte, ihn dadurch gleichsam „naturalisierte“ und demgegenüber die Ohnmacht der Politik als Entschuldigung und jedes militärische Eingreifen als wirkungslos anführte.

Auch um die Möglichkeit solcher Instrumentalisierungen zu verringern, müssen wir größere Anstrengungen als bisher auf die Übersetzung der Kul-

16 Uchang Kim (Department of English, Korea University, Seoul), Democracy and Confucianism in Korea, unver. Ms., 1996. Dieses Manuskript bildete die Grundlage eines Vortrags, den Kim am 9. Oktober 1996 im Berliner „Haus der Kulturen der Welt“ hielt.

turen verwenden. Diese ist im Prinzip stets möglich. Es gilt, wie Claude Levi-Strauss festgestellt hat, für alle Kulturen, daß sich nicht ihre Ähnlichkeiten ähneln, sondern ihre Unterschiede. Viel wird in der Weltgesellschaft davon abhängen, daß sich zwischen den Kulturen zunehmend Lerngemeinschaften herausbilden und dadurch die Innovationspotentiale wachsen. Aus der Erfahrung nach dem Zweiten Weltkrieg wissen wir, welche entscheidende Rolle die Lerngemeinschaft zwischen den Vereinigten Staaten und Europa oder innerhalb Europas zwischen Deutschland und Frankreich gespielt hat. Umgekehrt sind nach 1989 große Chancen vertan worden, weil - nicht zuletzt in Deutschland - der Westen sich in eine Belehrungsorgie steigerte, statt sich angesichts der neuen, unerhörten Herausforderungen in Wirtschaft und Politik auf ein gemeinsames Lernen mit dem Osten einzulassen.

Ob es vor allem zwischen fernöstlichen und westlichen Ländern zur Bildung solcher Lerngemeinschaften kommen wird, ist eine offene Frage. Versuche in diese Richtung müssen unternommen werden. Zugleich sollte der Druck auf die großen, übernationalen Institutionen erhöht werden, ernsthafter als bisher heimische Wissens- und Expertensysteme zu nutzen. In der weltweiten Stärkung lokaler, dabei untereinander hoch anschlussfähiger Wissenskulturen liegt eine entscheidende Aufgabe der Zukunft. Dazu gehört auch eine Überprüfung und Schärfung unserer Instrumente: Wenn eine Institution wie die Weltbank sich ausschließlich auf den Rat neo-klassischer Ökonomen stützt, braucht man sich über ihre Mißerfolge im Bereich der sogenannten „Entwicklungspolitik“ nicht zu wundern.¹⁷

Notwendig sind eine Umkehr unserer intellektuellen Antriebsrichtung sowie eine Umsteuerung der auswärtigen Kulturpolitik. In der Kultur hat der Merkantilismus noch weniger zu suchen als in der Wirtschaft. Die Industriegesellschaften des Westens, die sich traditionell als Belehrungsgesellschaften verstanden, müssen zu Lerngesellschaften werden. Im Bereich der auswärtigen Kulturpolitik ist der Primat des Exports längst überholt: jetzt geht es um die Stärkung einer import-orientierten Kulturpolitik. Es geht beispielsweise auch um die Frage, ob unser diplomatischer Nachwuchs in seiner Ausbildung neben der juristischen Regelungskompetenz nicht weit stärker als bisher üblich eine anthropologisch begründete Deutungskompetenz erwerben sollte. Wenn es sich um fremde Gesellschaften und Menschen handelt, geht es darum, mehr Forschung mit, statt immer nur Forschung über zu betreiben. Es geht darum, sich das Ausmaß des intellektuellen Skandals klarzumachen, der darin besteht, daß an europäischen Universitäten sich in der Regel jeweils ein Dutzend Studenten mit Indien und, wenn es hochkommt, ein halbes Hundert mit China und Japan beschäftigen, während Tausende sich der Soziologie und Psychologie überernährter Bevölkerungen widmen.¹⁸

17 Vgl. dazu Guy Gran, *Beyond African Famines: Whose Knowledge Matters?*, in: *Alternatives. Social Transformation and Humane Governance* XI,2 (April 1986), S. 275-296.

18 Lucien Febvre, *Geschichte und Psychologie* [1938], in: Febvre, *Das Gewissen des Historikers*, herausgegeben und aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Raulff, Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch Verlag) 1990, S. 88.

Vielleicht liegen für Europa im Bereich einer solchen import-orientierten Kulturpolitik besondere Chancen. Für die Kulturpolitik des Westens gilt es heute jedenfalls, sich aus der Tradition fortdauernder Belehrung zu lösen und mehr als bisher anderen zuzuhören und von anderen zu lernen.

Recht schafft Gemeinschaft - Gerechtigkeit erhält sie

Europa steht vor unerhörten Herausforderungen. Von den Umbruchprozessen der Gegenwart, vom Wandel der Moderne wird unser alter Kontinent - ich habe es bereits gesagt - besonders betroffen, weil die kennzeichnenden Merkmale der Moderne europäischen Ursprungs sind. Dies gilt insbesondere für die Gestaltung unseres politischen Zusammenlebens und für die Regeln unseres Wirtschaftens: dies gilt insbesondere für die Demokratie und für den Markt. Gemeinsam prägten Demokratie und Markt die Wertorientierungen, mit denen es Europa gelang, die Welt zu „europäisieren“. Dieser Prozeß ist nunmehr abgeschlossen. Zugleich werden seine ursprünglichen Voraussetzungen brüchig.

Ich sehe gegenwärtig, geprägt durch die Wandlungsprozesse seit dem Fall des Kommunismus, vor allem drei Defizite in der Lebenswelt der Demokratie, die ihren Bestand in Frage stellen. Das erste Defizit ist die Ablösung der Partizipations- durch die Absenzdemokratie, das zweite Defizit ist die zunehmende Abschöpfung von Freiheitsgewinnen durch das Gleichheitsstreben, das dritte Defizit schließlich ist die Unfähigkeit der kulturellen Eliten zur Herausbildung zukunftsorientierter Handlungsmaximen in der Jetztgesellschaft. Die Demokratie als Staats- und als Lebensform steht vor ihrer größten Bewährungsprobe. Wie es scheint, ist sie dafür - ideell wie personell - schlecht gerüstet.

Sie ist dafür um so schlechter gerüstet, weil wir uns auch in einer Krise der Marktwirtschaft befinden, die wir in Deutschland wie umstandslos mit dem Adjektiv „sozial“ versehen. Mit dieser Umstandslosigkeit ist es nunmehr vorbei. Denn das Stichwort „Globalisierung“ meint vor allem die Abkopplung des Marktgeschehens von jeder Form demokratischer Legitimation. Heute heißt „Globalisierung“, alles ökonomisch zu verstehen und damit politisch alles zu verzeihen. Daß die einzelnen Nationalökonomien in der Weltwirtschaft aufgehen, erscheint uns als ein naturwüchsiger Prozeß, dem wir uns - wegen der drohenden Gefahr, zu Nachzüglern der ökonomischen Evolution zu werden - schleunigst anpassen sollen. Wir vergessen darüber, wie entscheidend es für den inneren Zusammenhalt unserer Gesellschaften stets war, daß zwischen Volkswirtschaft und Volksherrschaft, daß zwischen der nationalen Ökonomie und dem demokratisch legitimierten Nationalstaat ein enger Zusammenhang bestand. Wir akzeptieren das Aufgehen der Volkswirtschaften in der Weltwirtschaft, und wir bejubeln das Verschwinden des Nationalstaats - und wir vergessen darüber, daß die damit einhergehende Abkopplung der Ökonomie von der Politik verheerende Folgen für den inneren Zusammenhalt unseres Gemeinwesens hat.

Die größte Herausforderung, vor der ein Europa steht, das sich nicht auf die Abkürzung Euro reduzieren lässt, ist der Versuch zu einer Repolitisierung der Ökonomie. Wir brauchen einen neuen Adam Smith, der nicht nur den *Wealth of Nations*, sondern auch die *Theory of Moral Sentiments* schreibt; wir brauchen einen neuen Max Weber - *Wirtschaft und Gesellschaft* -; wir brauchen einen neuen Marx. Sein Hauptwerk hieße heute nicht: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, sondern: *Der Geldmarkt*. Kritik der unpolitischen Ökonomie. Nicht nur das Überleben Europas hängt davon ab, ob es gelingt, gegenüber der Ökonomie den Primat der Politik wiederzugewinnen. Kann Europa hier Akzente setzen, wird es eine neue Chance erhalten, die Welt zu „europäisieren“.

Von der Repolitisierung der Ökonomie hängt das Überleben der Demokratie ab. Die Gerechtigkeitsdefizite der Gegenwartsgesellschaft wachsen. Hier müssen wir energisch gegensteuern. Recht schafft Gemeinschaft. Zur Aufrechterhaltung der Gemeinschaft aber bedarf es der Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist kein spezifisch europäischer Wert - aber besonders die Europäer sollten sich dazu aufgerufen fühlen, Gerechtigkeit zu einem Grundwert der Weltgesellschaft zu machen.